



Nr. 921
8. August 2024

A Bulletin



Im Armenviertel



Boden für die Armen ...

... beten für die Reichen

Um eine «Sozialsiedlung» macht man üblicherweise eher einen Bogen. Heruntergekommene, von Gangs kontrollierte Wohnsilo-Vorstädte, wo Sprayereien und die Ethnie der Bewohnerschaft das einzig Farbige sind und sich selbst die Polizei nur in Mannschaftsstärke hintraut. So das Klischee. Dem diametral entgegen steht das Ried-Quartier in Appenzell, dem Hauptort Appenzell Innerrhodens, der mit Stolz auf der Bezeichnung «Dorf» besteht. Der Szenenwechsel aus der banlieue, dem corviale oder den projects ins idyllische Appenzellerland hat einen Grund: Das Ried-Quartier (Bild oben) ist die vermutlich älteste Sozialsiedlung Europas überhaupt.

Dani Hösli

Dem barfüssigen Mann, der auf der Bank an der Quartierkreuzung hockt, merkt man seine 80 Lebensjahre nicht an. Sehnig, braungebrannt, lebhaft und äusserst aufmerksam. Ab und zu muss er das Gespräch mit einem Wink und einem «Hoi!» unterbrechen, wenn ein Auto oder Traktor vorbeifährt. Man kennt sich. Die älteren «Riedler», wie die Quartierbewohnerinnen und -bewohner heissen, nennen einander nur beim Spitznamen. Wie der 80jährige «Eugsteli» auf dem Bänkli. Er war Zeit seines Lebens nie weg vom Ried, ausser einmal drei Wochen in Rorschach,

aber da sei er gerne wieder heim, sagt der ehemalige Hafner. Dabei hätten die Riedler früher durchaus Grund gehabt, wegzugehen – wenn auch kaum Möglichkeiten.

«gää nütz»

Jahrhundertlang war das Ried das Armenquartier Appenzells. Wer hier lebte, gehörte zum Bodensatz der Gesellschaft: Tagelöhner, Mägde, Handwerker, Stickerinnen, Handlanger. Bezeichnenderweise befindet sich im Ried auch

der Richtplatz, der noch bis Mitte des 19. Jahrhunderts in Betrieb war und wo die Hingerichteten meist gleich an Ort und Stelle verscharrt wurden. Offenbar wurde die soziale Fallhöhe vor Ort als gering genug eingeschätzt: Der Ruf des Quartiers als Sammelbecken materiell Minderbemittelter und charakterlich Minderwertiger hallte noch bis weit in Eugstelis Kindheit und Jugend hinein.

«Mee sönd gää nütz gsee früene», erzählt er in breitem Innerrhoder Dialekt. Für Nichtappenzeller: «Wir waren gar nichts (wert) früher». «Riedzattli» seien sie von den «Hofer» genannt worden. Das klingt heutzutage herzig, dürfte aber kaum ein Kompliment gewesen sein. «Hofer» sind die Nicht-Riedler, die anderen Bewohnerinnen und Bewohner des Dorfes Appenzell, die üblicherweise auf die Riedler hinabsahen oder sie gar offen verachteten und diskriminierten. Manch einer «Hoferin» wurde der Umgang mit Riedlern untersagt und die Chancen auf Ausbildung, Amt und Würden standen für einen Riedler noch bis ins 20. Jahrhundert zwischen klein und null. Dass sich in dem Quartier Familien sammelten, die arm an Mitteln, aber reich an Kindern waren, war nicht Zufall, sondern Absicht.

Feudale Sozialpioniere

Spätmittelalter, 1483: Margarethe und Hans Luther sind in freudiger Erwartung ihres ersten Kindes Martin, Richard der Dritte lässt den 12jährigen britischen Thronfolger im Londoner Tower verschwinden und reisst sich das englische Königreich unter den Nagel, während Christoph Kolumbus Sponsoren für seine Schiffsexpedition nach Westen sucht, auf der er Jahre später versehentlich Amerika entdeckt. Was in Appenzell in jenem Jahr passiert, mag für die Welt weniger bedeutsam sein, für Hunderte armer Familien ist es jedoch die Rettung.

Mitglieder der wohlhabenden St. Galler Familie Küchenmeister-Baumann stiften 60 Hektaren ihres Landbesitzes südlich des Dorfkerns von Appenzell zum Wohle der ansässigen Armen: Zum einen zur damals weitverbreiteten landwirtschaftlichen Selbstversorgung, vor allem aber als Boden für ein eigenes Häuschen. Zwar hat sich die Stiftungsurkunde vermutlich beim Appenzeller Dorfbrand von 1560 in Rauch aufgelöst, doch ist das Ried auch aufgrund anderer Belege und Hinweise älter als etwa die berühmte Fuggerei in Augsburg von 1521, die sich heute selbstbewusst «älteste Sozialsiedlung der Welt» nennt. Die Appenzeller nehmen es mit einem Zwinkern zur Kenntnis.

Die Gunst der Armen

Die Absichten der St. Galler Stifter sind selbstverständlich nicht selbstlos. Gemäss neutestamentarischer Auffassung ist Armut eine besonders christliche Tugend. Will man zugunsten des eigenen Seelenheils nicht sein ganzes Eigentum hergeben, so ist die Dankbarkeit und die Fürbitte der Armen das Nächstbeste – eine weitverbreitete Methode, um seine Chancen auf einen Platz im Paradies zu verbessern, wie der Kirchenhistoriker Gustav Schnürer schreibt: «Die Sorge um das Seelenheil im Jenseits, um das Heil der

eigenen Seele, wie der Seelen lieber Angehöriger, bildete den Hauptanlass für die vielen Werke der Nächstenliebe.» Die Parallelen zur heutigen Philanthropie milliardenschwerer Unternehmer sind unübersehbar. Folgerichtig wurden die Riedbewohner dazu verpflichtet, zweimal jährlich einem Gottesdienst zugunsten ihrer Wohltäter beizuwohnen. Eine Auflage, die für die Mitglieder der Korporation, die sogenannten Riedgenossen (siehe Kasten), bis heute gilt.

Welche konkreten Bedingungen die «Armen» sonst noch erfüllen mussten, um zu einem Boden im Ried zu kommen, ist heute nicht mehr genau nachvollziehbar. Erste schriftliche Bestimmungen stammen aus dem frühen 17. Jahrhundert, wonach nur Appenzeller mit einem Vermögen von weniger als «1000 Pfund Pfennig» das Ried – vermutlich unentgeltlich oder zu einem symbolischen Zins – landwirtschaftlich nutzen und mit Gebäuden bebauen durften. Derartige Obergrenzen für Vermögen und Einkommen der Riedbewohner hielten sich über 500 Jahre und wurden erst im Zuge der Statutenrevision 2008 gänzlich aufgehoben. Geblieben sind die symbolischen Baurechtszinsen, die je nach Nutzung, Objekt und Status des Baurechteigentümers zwischen 50 Rappen und 1.50 Franken pro Quadratmeter und Jahr bewegen. Kein Wunder, zieht das Ried immer mehr Aufmerksamkeit auf sich.

Der Markt drückt

Heute ist es grundsätzlich jedermann und jederfrau möglich, im ehemaligen Appenzeller Armenviertel zu leben. Zurzeit sind es rund 600 Personen. Zwar wird der Boden nach wie



«Schwätze metanand» Korporationspräsident Manser (rechts) und Eugsteli

vor im Sinne der Stiftung von einer Korporation verwaltet, die Häuser selbst stehen aber alle im Baurecht und dürfen entsprechend verkauft, vererbt und auch vermietet werden; auch an einen Zuger Kryptomillionär beispielsweise.

«Das Ried ist wegen seiner Nähe zum Zentrum sehr attraktiv geworden», sagt Christian Manser. Der 43jährige Hafnermeister ist Präsident der «Korporation Stiftung Ried»



Typisches Riedhaus mit an- und ausgebautem Stall

und selber seit bald 20 Jahren im Ried zu Hause. «Am liebsten sehen wir es natürlich, wenn jene, die das Baurecht besitzen, auch hier leben», sagt Manser. 244 Baurechte sind es zurzeit. Das Landwirtschaftsland, das die Bewohner früher ebenfalls bewirtschaften durften, ist inzwischen verpachtet. In den letzten Jahren und Jahrzehnten ist das ehemalige Armenquartier zunehmend in den Aufwärtssog des boomenden Immobilienmarktes geraten, der die Preise in Appenzell in teilweise astronomische Höhen treibt.

Dass sich der Urgedanke der Familie Küchenmeister-Baumann nicht mehr konsequent umsetzen lässt, ist Christian Manser klar. «Einheimische Familien mit normalen Einkommen können sich ein Baurecht kaum mehr leisten.» Zwar hat die Korporation grundsätzlich ein Vorkaufsrecht, wenn ein Baurecht nicht innerhalb der Familie veräussert oder vererbt wird, doch gilt auch für sie der offizielle Verkaufswert. «Da kann die Korporation finanziell natürlich nicht mithalten», räumt der Präsident ein. «Zudem müsste ein derartiger Kauf von den Riedgenossen (siehe Kasten) abgesegnet werden.» Zwar gab es umfangreiche juristische Abklärungen, ob das Vorkaufsrecht der Korporation nicht

wenigstens auf den deutlich niedrigeren Verkehrswert gesenkt werden könne. Der Versuch erwies sich laut Manser jedoch als aussichtslos. «Das wäre zwar ein sehr effektiver Hebel gewesen, wir hätten im Streitfall vor Bundesgericht aber keine Chance gehabt.»

«Hoptsach, me schwätzt metenand»

Die Korporation steckt diesbezüglich in einem währschaften Dilemma: Um in der Gegenwart den Stiftungsgedanken konsequent umsetzen zu können, hätte er in der Vergangenheit verletzt werden müssen. Denn eine nahliegende Lösung wäre die gänzliche Vergenossenschaftung, also auch der Bauten. Doch dafür müssten die Baurechtshalter enteignet werden, was schon aufgrund des Eigentumsrechts heutzutage ausgeschlossen ist. In früheren Jahrhunderten wäre es mit einem juristischen Gewaltakt vielleicht möglich gewesen, doch hätte man ausgerechnet jene enteignen müssen, denen die Stiftung überhaupt erst zu eben diesem Eigentum verhalf. Die Sache hätte dem Stiftungsgedanken also diametral entgegengestanden.



Das historische Riedgaden, Gemeinschaftsspeicher und Quartierzentrum

Von derlei radikalen Ideen nimmt die Korporation entschieden Abstand. Sie sieht sich vor allem als Hüterin und Vermittlerin des Stiftungsgedankens, nicht als



Hinterstierikon ist überall

Vollstreckerin drakonischer Massnahmen. So muss die Korporation beispielsweise bei jeder Handänderung oder jedem Bauvorhaben als Grundeigentümerin konsultiert werden und ihren Segen geben. «Wichtig ist vor allem, dass man miteinander schwätzt», sagt Manser. Konsens vor Konfrontation. «Um wirklich Bedürftige kümmert sich heute der Staat. In Anlehnung an die Stifter möchten wir einheimischen Familien mit durchschnittlichem Einkommen zumindest die Chance auf ein eigenes Häuschen geben.» So versucht die Verwaltung, den Markt für Baurechte möglichst lokal zu halten, in Zeiten des Internets ein schwieriges Unterfangen. Dennoch wird erwartet, dass Verkaufswillige zuerst die Verwaltung über ihre Absicht informieren, damit diese Käufer vermitteln kann, die dem Stiftungsgedanken eher entsprechen als ein Techmilliardär.

Immerhin konnte die Korporation verhindern, dass sich Immobilienunternehmen und Firmen im Ried breitmachen. «Es gab entsprechende Versuche, dass sich zwei drei Leute für den Erwerb eines Baurechts zusammentaten, eine



«Zuerst Riedler, dann Appenzeller» Lutz

Gesellschaft gründeten, das Objekt in Mietwohnungen unterteilen und vermieten wollten», erinnert sich Manser. Inzwischen hat die Korporation dem Treiben einen Riegel geschoben: Die Übertragung von Baurechten an eine



Das «Rosengärtli», eines der ältesten Ried-Häuser

juristische Person ist praktisch ausgeschlossen. Zudem hat die Korporation bei Vermietungen ein Auge auf die Mietzinsen.

Ghettogoofen

«16 Kinder!» René Lutz zeigt auf ein kleines Appenzeller Tätschhüüsli. Quartierbesichtigung mit dem Mann, der das Ried vermutlich am besten kennt. Lutz ist quasi der Prototyp des Riedgenossen. Hier aufgewachsen als Sohn eines Stickers, der wegen seiner Ried-Herkunft keine Lehre machen durfte, lebt Lutz schon immer hier. Bis auf die Bauzeit seines Hauses, da habe er «im Dorf wohnen müssen», meint er mit leichtem Sarkasmus. Mit «Dorf» ist das restliche Appenzell gemeint.

Zehn Jahre lang war der 62jährige Säckelmeister der Korporationsverwaltung, also Kassier, Mitglied beinahe jedes Vereins im Ried, dazu noch Grossrat im Kantonsparlament und macht heute als halboffizieller Kommunikationsbeauftragter Führungen durch das

«Die Riedgenossen»

Im Appenzeller Ried leben zwei Sorten Menschen: die sogenannten Riedgenossen und die Nichtriedgenossen. Während Letztere zwar Baurechte erwerben und im Ried wohnen dürfen, bilden Erstere das stimm- und wahlberechtigte «Volk» des Rieds. Von den insgesamt rund 600 Personen, die im Ried wohnen, ist nur etwa jede vierte auch Riedgenossin oder -genosse. Als Mitglieder der Korporation können sie an der Jahresversammlung, der «Riedgemeinde», mitdiskutieren und mitentscheiden. Für die Aufnahme als Riedgenosse oder -genossin gelten seit jeher dieselben Bedingungen:

- Verheiratet
- Wohnhaft im Ried
- Seit 30 Jahren Schweizer Bürgerrecht
- Innerrhoder Bürgerrecht

Zudem wird die Teilnahme an den zwei jährlichen Gedenkgottesdiensten, dem «Riedopfer», zugunsten der Stifter erwartet. Da viele Zuzüger aufgrund der Bedingungen kaum Riedgenossen werden können, droht die Korporation allmählich zu überaltern. In jüngerer Zeit gibt es daher zunehmend Diskussionen, ob zumindest die Bedingung der Ehe und neuerdings der eingetragenen Partnerschaft aufgehoben werden soll.

Viertel. «16 Kinder!», wiederholt er kopfschüttelnd, «da moschde mol voschtölle!»

An vielen Ecken und Orten sieht man dem Ried seine Vergangenheit noch an, sofern man darauf achtet. Die kleinen Grundstücke, die einfache Holzbauweise der Häuschen, die standardisierte Form mit Wohnhaus und angebautem Stall, wo sich die Bewohner noch sechs Hühner und eine Kuh halten konnten. Existenziell für eine Familie im 19. Jahrhundert mit 16 Goofen, wie die Appenzeller ihre Kinder nennen. Heute sind die meisten Ställe ausgebaut, mit Geranien vor den Fenstern.

Die meisten Gebäude sind über die Jahrhunderte mehrfach renoviert und modernisiert, viele abgerissen und neu aufgebaut worden. Das Ried hat sich unübersehbar dem durchschnittlichen Schweizer Einfamilienhausquartier mit Trampolin, Steinkörben und Carport angeglichen. Und dennoch ist an vielen Ecken deutlich spürbar, dass hier etwas «anders» ist als im Wohnquartier in Hinterstierikon. Nicht nur die Fassaden. Lutz grübelt kurz: «Es ist der Zusammenhalt. Viele sind zuerst Riedler, dann Appenzeller», sagt er. Dass das Ried über Jahrhunderte wie ein selbständiges Dorffunktionierte, ist bis heute sichtbar, ganz besonders etwa beim Pulverturm oder dem Riedgaden, der gemeinsamen Scheune und Zentrum der Siedlung, wo die Familien ihr Heu oder Getreide einlagern konnten. «Früher kannte jeder jede und jeden im Ried. Das ist heute nicht mehr so. Aber es ist noch im grünen Bereich», meint Lutz mit einer Mischung aus Wehmut und Milde.

Wilde Urkraft

«Es war Liebe auf den ersten Blick», strahlt Edith Ulmann. Die energiegeladene, 59jährige Naturcoiffeuse lebt seit zehn Jahren hier – dank eines glücklichen Zufalls. Eine Kundin erzählte von ihrem bevorstehenden Wegzug aus dem Ried, worauf Ulmann hellhörig wird und sich mit den Baurechteigentümern in Verbindung setzt. «Eigentlich



«Rabatt für Salat» Ulmann

wollte ich nur zur Miete, aber die Eigentümer wollten verkaufen. Also schlug ich zu, obwohl ich keine Ahnung hatte, wie man ein Haus kauft», lacht sie und fügt ernster



hinzu: «Auf dem 'normalen' Markt hätte ich mir ein solches Haus nie leisten können. So gesehen hat das Ried bis heute eine Funktion als Sozialsiedlung.» Später erweitert Ulmann das Häuschen um einen Anbau, wo sie heute ihren Salon hat. «Es ist sehr familiär hier», sagt sie und deutet auf einen Nachbarn, der mit Sonnenhut und Hacke in seinem Gärtchen werkelt. «Da bekommst du zwei Salate und schneidest dafür die Haare etwas günstiger.» Die dunkleren Zeiten, als die Riedler noch «gää nütz» waren, kennt Ulmann nur aus Erzählungen. Die Leute hier seien aber noch immer ein «spezielles Völkchen» mit einer besonderen «Urkraft und Wildheit». «Riedgenossin» ist die 59jährige Innerrhoderin allerdings nicht, dem steht ihr Zivilstand als Geschiedene entgegen. Zwar geht sie jeweils an die Riedgemeinde, die Jahresversammlung im April, jedoch lediglich als Zuschauerin. «Mir ist es egal, ob ich als echte 'Riedleri' gelte oder nicht», sagt sie, «mich hat es ohnehin nur hier angeschwemmt, selbst wenn es Liebe auf den ersten Blick war.»

Edith Ulmann hat zwar keinen Trost nötig und dennoch: Auch das 80jährige Ried-Urgestein «Eugsteli» kann an der Riedgemeinde nur zuschauen. Zwar habe es da mal jemanden gegeben, sagt er – aber mit dem Heiraten habe es dann doch nicht geklappt.

Bilder: Hösli

Mehr im web:

ai.ch/korporation-stiftung-ried/korporation